

PREDIGT ZU MATTHÄUS 5, 38-48

- Wermelskirchen, 25. Oktober 2015 (21. Sonntag nach Trinitatis) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde!

„Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem“, schreibt der Apostel im Römerbrief (12,21) – das ist der Wochenspruch für diesen Sonntag. Vielleicht erinnern Sie sich noch, dass dieses Wort vor einiger Zeit auch schon einmal die Losung für ein ganzes Jahr war. 2011 war das, das ist gerade mal gute vier Jahre her. Ist das Böse seitdem weniger geworden? Ist es, wenigstens hier oder dort, vom Guten überwältigt, überwunden worden? Die Antwort fällt schwer, und sicher gibt es das eine oder andere ermutigende Beispiel, wo das tatsächlich gelungen sein mag: Dass das Böse von der leisen Macht des Guten besiegt worden ist. Aber im Großen und Ganzen, im Weltmaßstab und in vielen hässlichen kleinen Fällen, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren: Das Böse erhebt immer wieder sein Haupt, zeigt seine Fratze, lacht sein dröhnendes, hämisches Lachen. Ach Paulus, wie kamst du nur darauf, dass das Gute sich als stärker erweisen könnte?

Aber Paulus hat sich das ja nicht in einem schwachen Moment ausgedacht. Es ist ja nicht seine eigene, weltfremde Idee, die er da verkündet hat. Er greift nur auf und unterstreicht, was Jesus selbst gefordert hat. Es ist ja das Herz der Verkündigung Jesu, dass es auf das Böse nur eine Antwort geben darf, nämlich das Gute, das Friedfertige, die Gewaltlosigkeit. Wir haben sie eben gehört, die Worte Jesu vom Gewaltverzicht und von der Feindesliebe. Sie rühren bis heute etwas in uns an, eine tiefe Sehnsucht, sie lösen noch bei jedem, der nicht völlig verroht ist, diesen Wunsch aus: Ja, das wäre schön, das wäre geradezu traumhaft, wenn wir so das Böse besiegen könnten, wenn wir ihm so wirklich das Wasser abgraben könnten, auf dass es sich nicht wieder ausbreitet, dass es nicht weiter wächst und gedeiht.

Allerdings, wenn wir genau hinhören, fällt uns vielleicht auf, dass die Sache einen unangenehmen Widerhaken hat. So spricht Jesus, hören wir es ruhig noch einmal:

„Ihr habt gehört, dass gesagt ist: »Auge um Auge, Zahn um Zahn.« Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern: wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar. Und wenn jemand mit dir rechten will und dir deinen Rock nehmen, dem lass auch den Mantel. Und wenn dich jemand nötigt, eine Meile mitzugehen, so geh mit ihm zwei. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht ab von dem, der etwas von dir borgen will.“

Ihr habt gehört, dass gesagt ist: »Du sollst deinen Nächsten lieben« und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn wenn ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr Besonderes? Tun nicht dasselbe auch die Heiden? Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Sagt Jesus wirklich: Wenn ihr dem Bösen so begegnet, dann werdet ihr es überwinden, dann wird es besiegt werden, dann wird es sich zurückziehen? Nein, das sagt er nicht, und das ist eine Einsicht, die ich kaum einmal in den Kommentaren und Predigten über diese Worte gelesen habe. Dabei weist Jesus ausdrücklich darauf hin: Gott lässt es regnen über Gerechte und Ungerechte, und seine Sonne scheint über Böse und Gute. Und das tut sie auch weiterhin, so wie es aussieht. Könnte es sein, dass das, was Jesus hier von seinen Nachfolgern erwartet, gar kein Programm zu Weltverbesserung ist, sondern etwas ganz anderes? Dass Jesus gar nicht der Meinung ist, wenn wir das nur alles tun – die andere Wange hinhalten, den Mantel gleich mit dazugeben, die erpresste Begleitung freiwillig ausweiten – wenn wir das nur alles tun, dann hat das Böse bald ausgespielt? Könnte es sein, dass er stattdessen sagen will: Das Böse wird es auch weiterhin geben. Immer wird jemand auf die Wange geschlagen werden, immer wird jemand nach dem Rock des anderen greifen, immer wird jemand den anderen nötigen und zwingen – aber ihr, ihr meine Freunde, ihr sollt dabei nicht mitmachen! Könnte es sein, dass Jesus seine Jünger, Männer und Frauen, damit geradezu auf den Weg ins Leiden schickt, in die Un-

terwerfung, in die Demut, der keineswegs verheißt ist, dass sie sich am Ende siegreich durchsetzen wird?

Wenn wir an dieser Stelle das Stichwort „Leiden“ einführen und wenn wir dann auf Jesu eigenen Weg schauen, dann dämmert uns: In der Tat, das wäre dann ja genau sein eigener Weg, das wäre dann ja genau das, was ihm selbst widerfuhr: Dass der Weg der Demut, der Gewaltlosigkeit geradewegs ans Kreuz führte, in die Arme der Gewalttäter und Folterknechte, dem Bösen in der Welt schutzlos ausgeliefert und schließlich dem Tod in den Rachen geworfen. Könnte es sein, dass Jesus seinen Jüngern hier gar nicht verspricht, mit Gewaltlosigkeit die Gewalt zu besiegen, sondern den Weg der Gewaltlosigkeit zu gehen, *obwohl* man damit das Böse nicht besiegen kann? Könnte es sein, dass Jesus insofern tatsächlich realistischer ist als Paulus – nicht das Böse mit dem Guten besiegen, sondern das Gute tun, obwohl und auch wenn das Böse immer und immer wieder den Sieg davonträgt?

Ich merke, wie es mich bei diesem Gedanken schaudert. Nur: Dass der Weg Jesu, der Weg der Gewaltlosigkeit früher oder später zum Sieg führt, dass irgendwann auf diesem Weg das Böse tatsächlich besiegt sein wird – eben das steht da ja gar nicht. Was da steht, ist vielmehr: Egal, ob das Böse mehr oder weniger auf dieser Welt wird, egal, ob ihr auf diesem Weg Erfolg haben werdet oder nicht, ob ihr dem Bösen damit tatsächlich das Wasser abgräbt – ihr sollt dabei einfach nicht mittun. Ihr sollt Position beziehen, ihr sollt euch auf die Seite des Guten, des Besseren stellen, auf die Seite der Demut und der Gewaltlosigkeit, auch wenn ihr damit nur Hohn und Spott erntet, ausgenutzt werdet und sich die Bösen erst recht ins Fäustchen lachen über eure Naivität. Ihr sollt ja gerade anders sein: Nicht wie die, die nur ihre Spießgesellen schätzen; nicht wie die, die nur zu ihren Freunden freundlich sind; nicht wie die, die nur ihr eigenes Fleisch und Blut lieben. Aber erwartet nicht, dass damit automatisch alle Feinde zu Freunden werden, dass dann alle Bösewichte beschämt die Augen niederschlagen und von ihrem bösen Treiben lassen, dass dann die ganze Welt eine große, liebevolle Familie wird. Wir sollen anders sein, wir sollen dem Bösen mit Güte begegnen, nicht weil sich das früher oder später durchsetzen wird, sondern einfach weil es richtig ist, weil es gut ist, weil es Gott entspricht! Damit zeigt ihr euch als Kinder eures himmlischen Va-

ters, sagt Jesus, und das muss euch Grund und Anlass genug sein. Ihr handelt so, weil Gott es von euch erwartet und weil ihr auf Gott hören wollt – egal, was die anderen dazu sagen, egal, ob ihr damit Erfolg habt, egal, ob das am Ende das Böse ausrottet oder nicht.

Und steckt in dieser Einsicht – bei aller Traurigkeit, die sie auslöst – nicht letztlich ein viel größerer Realismus als in der Vorstellung, mit guten Taten und gutem Leben die Welt verändern zu können? Steckt in dieser Einstellung nicht vielleicht ein viel größerer Glaube: Dass nicht wir das Böse beseitigen werden, sondern dass nur Gott das kann? „*Arme habt ihr allezeit bei euch*“, sagt Jesus einmal an anderer Stelle, und das ist ein Wort, das mir immer häufiger in den Sinn kommt, je älter ich werde und je realistischer mein Blick auf die Welt wird. Ja, es stimmt, Arme gibt es immer unter uns, ebenso wie es offenbar immer Schufte, Halunken, Bösewichte und Gewalttäter gibt. Und es liegt nicht an mir, damit ein Ende zu machen. Und trotzdem soll mein Weg ein Weg der Gewaltlosigkeit sein, ein Weg der Demut, ein Weg des Nachgebens – nicht, weil ich damit das Böse besiegen und beseitigen werde, sondern schlicht und einfach, weil es der Weg Gottes, weil es der Weg Jesu ist. Weil ich mich damit als Kind meines himmlischen Vaters ausweise, weil ich damit zeige: Ich gehöre ihm und tue, was ihm gefällt. Nicht weil ich dich Übeltäter damit früher oder später rumkriege, sondern einfach weil ich nicht anders kann, weil ich mich sonst selbst verleugnen würde und den, auf dessen Namen ich getauft wurde: Den gekreuzigten und machtlosen Herrn Jesus.

Soweit die ernüchternde Einsicht in das, was unsere Worte sagen und was sie eben nicht sagen. Ob ich sie damit richtig gedeutet habe? Darüber können wir reden, darüber sollten wir reden. Aber ich meine, es passt doch auffällig gut zu dem, was ich sonst von Jesus höre und was ich vor allem an seinem eigenen Weg ablesen kann. Es ist allerdings noch nicht mein letzter Gedanke. Es geht einen Schritt weiter. Denn diese Einstellung – das Gute zu tun, dem Bösen nicht zu widerstehen – ist zwar eine klare Forderung an jeden, der / die den Weg der Nachfolge gehen will. Es ist aber eine höchst persönliche und individuelle Entscheidung, die ich niemand anderem aufliegen oder übertragen kann: Ob ich den Weg des Gewaltverzichts gehen will, ob ich die andere Wange hinhalten will, ob ich freiwillig Hut und Mantel

abgebe, wenn mir jemand das Hemd nehmen will. Diese Entscheidung ist immer unvertretbar und einzig und bleibt mein ganz eigener Weg. Denn die Bereitschaft zum Leiden, das damit höchstwahrscheinlich einhergeht, die kann und die darf ich von niemandem sonst verlangen, die kann ich einzig und allein für mich selbst übernehmen. Wenn sich mehrere Gleichgesinnte freiwillig darin zusammenschließen, mag das noch angehen. Zum Beispiel in einer Art Ordensgemeinschaft oder Jüngerschaftsbewegung. Aber in dem Moment wo auch nur ein anderer Mensch von mir abhängt, auf mich angewiesen ist, kann ich diesem nicht meine Glaubensentscheidung aufzwingen. Da habe ich eine andere Verantwortung, die über meine persönliche Lebensführung hinausgeht. Da habe ich nicht nur danach zu fragen, was mein Herr von mir erwartet, sondern immer und sogar vordringlich danach, was ich dem anderen Gutes zu tun habe. Wenn ich für mich den Weg des Leidens wähle, ist das eine Sache – eine gute, richtige, göttliche Sache, das sei noch einmal betont. Aber nie und nimmer kann ich diesen Weg von jemand anderem verlangen, für jemand anderen entscheiden, ihn oder sie ungefragt auf meinen Weg mitnehmen. In dem Moment, wo ich das Wohl des Nächsten mitzubedenken habe, sind andere Fragen zu stellen und andere Antworten zu finden.

Genau das ist natürlich die reformatorische Entscheidung zwischen Privatperson und öffentlicher Verantwortung, zwischen meinem Glauben und meinem Amt – als Vater (Mutter), als Lehrer oder Pfarrerin, als Bürgermeister oder Politikerin, ja selbst dort, wo ich meine Stimme in die Wahlurne werfe und damit eben nicht nur eine Gewissensentscheidung kundtue, sondern mich als verantwortungsvoller Mitbürger zu verhalten habe. Für Jesus wie auch für Paulus gab es hier noch nicht viel zu entscheiden; da wurde nicht gewählt, und die Obrigkeit tat, was sie tat, ohne dass die frühen Christen daran viel hätten ändern können. Spätestens mit der Ankunft des Christentums in der Demokratie ist von uns mehr gefordert als nur die Einstellung: Ich mache mir meine Hände nicht schmutzig. Aber letztlich war auch das immer schon so. Jesus wie auch Paulus waren der Auffassung: Noch kurze Zeit, dann ist das Reich Gottes da, dann kommt der Herr wieder. Da kann ich dann frei und mit ganzer Konsequenz meinem Gewissen leben ohne nach den langfristigen Folgen zu fragen, die mein Handeln möglicherweise hat. Spätestens in dem Moment aber,

als die ersten christlichen Eltern christliche Kinder bekamen, wurde die Sache kompliziert. Denn schon meine Kinder darf ich nicht einfach ungeschützt der Willkür anderer aussetzen, nur weil das *meinem* Glauben entspricht. Ich kann sie entsprechend erziehen, kann ihnen das nahelegen, kann mich freuen, wenn sie sich dann ähnlich entscheiden. Aber solange ich für sie und ihr Wohlergehen verantwortlich bin, habe ich sie vor bösen Menschen zu schützen und vor Übeltätern zu bewahren. Und jetzt kommt der Satz, den kein Pfarrer gerne sagt und der doch manchmal gesagt werden muss: Notfalls auch mit Gewalt! Denn die beginnt ja schon dort, wo ich zum Beispiel die Polizei anrufe, um Übeltaten zu verhindern. Oder wo ich schlicht und einfach durch meine Anwesenheit an der Seite meines Kindes signalisiere: Ich werde auf dieses kleine Leben aufpassen und es behüten.

Schon mit meiner abgeschlossenen Tür und dem verriegelten Fenster handle ich ja eigentlich gegen das Wort Jesu. Das ist keine Spitzfindigkeit, das ist so. Aber die Entscheidung, meine Tür offen stehen zu lassen und mein Hab und Gut zur freien Bedienung an die Straße zu stellen, die kann ich nur für mich ganz alleine und persönlich treffen. Sobald in diesem Haus eine Familie lebt, für die ich verantwortlich bin, muss ich die Tür sogar abschließen und die Fenster verriegeln, sonst versündige ich mich an denen, die mir anbefohlen sind. Das wäre, wie gesagt, nur anders, wenn sich eine ganze Gruppe von reifen Christen bewusst entscheidet, es anders zu halten – etwa in einer christlichen Wohngemeinschaft – und dann aber auch jegliche Konsequenz daraus ohne Widerstand und klaglos bereit ist zu tragen.

Und nun ahnen Sie schon, dass das alles natürlich auch gilt, wenn ich zum Beispiel als Politiker verantwortlich bin für zahlreiche Menschen, von denen ich weder erwarten noch gar verlangen kann, meinen Glauben zu teilen und die Konsequenzen zu tragen, die ich vielleicht persönlich durchaus bereit wäre zu tragen. Ich habe größten Respekt für die sogenannten Friedenskirchen, die Mennoniten oder Quäker, die tatsächlich jede Form von Staatsgewalt, von Militär und Polizei für sich ablehnen – für alle, die sich bewusst und freiwillig dieser Gemeinschaft anschließen. Die evangelische Kirche in ihrer Mehrheit hat bis jetzt aber immer die Position vertreten: In einer unerlösten Welt muss es Polizei, Staatsgewalt, Ordnung und Militär geben, weil wir immer auch für

andere Menschen verantwortlich sind und weil ich mit meiner persönlichen Gewissensentscheidung nicht das Schicksal oder gar das Leben anderer belasten darf. Man kann darüber klagen, dass Gewalt in der Welt ist, man kann darüber weinen, dass es manchmal nötig ist, mit Gewalt andere an schlimmerer Gewalt zu hindern, aber die andere Backe hinzuhalten ist keine christliche Option für diejenigen, die in öffentlicher Verantwortung stehen, die für das Wohl anderer zu sorgen haben. Nächstenliebe heißt eben nicht nur, dass ich auf Gewalt verzichte, wenn ich das in dieser oder jener Situation für mich persönlich so entscheide. Nächstenliebe heißt auch, dass ich das Angemessene und Nötige tue, damit mein Nachbar in Frieden und ohne Angst vor der Dunkelheit leben kann.

Und wenn Ihnen nun bei diesen Gedanken die höllische Situation in Syrien in den Sinn kommt und die Frage, was dort zu tun wäre, um das Gemetzel und das Elend einzudämmen (von besiegen will ich schon gar nicht sprechen), dann liegen Sie damit genau richtig. Erwarten Sie nicht von mir, dass ich hier eine elegante Lösung parat hätte. Aber nach allem, was ich gesagt habe, kann das nun auch nicht mehr schamhaft verschwiegen werden: Ja, es gibt Situationen, wo es Ausdruck christlicher Verantwortung sein kann, mit Waffengewalt Menschen zu beschützen und Schlimmeres zu verhindern. Ich hätte noch vor wenigen Jahren nicht gedacht, dass ich das als ehemaliger Kriegsdienstverweigerer einmal sagen würde, aber so ist es. Glauben Sie mir bitte nur, dass ich das nicht leichten Herzens sage. Und selbstverständlich, völlig fraglos, ist die Gewissensentscheidung des Einzelnen, sich daran nicht zu beteiligen, zu respektieren, ja sogar zu würdigen. Das bleibt eine notwendige Erinnerung an die christliche Verpflichtung zur Demut und zur Gewaltlosigkeit. Aber es hieße, das Böse in der Welt gefährlich zu unterschätzen und die Opfer des Bösen ein zweites Mal zu demütigen, wenn die einzige Antwort darauf wäre: Tut mir leid, ich kann dir nicht helfen, mein Glaube verbietet es; sollen sich andere die Hände schmutzig machen.

Gleichwohl gibt es natürlich immer auch noch das andere: Das Gebet, die inständige Bitte um Frieden, die Suche nach kleinen Zeichen der Versöhnung, der Glaube an die Geste, die das Herz des anderen erreicht. Das alles können und sollen wir selbstverständlich tun. Und wann es Zeit dafür ist, das müssen wir miteinander beraten, be-

sprechen, entscheiden – und dann auch wieder die abweichende Entscheidung des anderen respektieren. Und immer gilt: Den Frieden Gottes, den können wir so oder so nicht schaffen. Den können wir nur immer wieder erbitten. Aber wir können doch das unsere dazu tun, ihm entgegen zu gehen. Was das für mich ist, was das für dich ist – das kannst du nur unvertretbar für dich und vor deinem Herrn entscheiden.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.“ Amen.